

Bocelli, Mehta und Verdi

Das Verdi-Jahr wirft seine Schatten voraus. Auch bei Philips, jenem Label, das vor etlichen Jahren eine verdienstvolle Reihe mit den frühen Opern des Meisters produziert hatte. Aber das war in besseren Zeiten, als dort noch echte Klassik gefertigt wurde. Dafür gibt es jetzt ein reines Verdi-Programm mit Andrea Bocelli. Cover und Booklet entsprechen ganz der neuen Label-Linie von Philips: Crossover, produziert nach den Kriterien einer Pop-Platte; und mit der Verkaufserwartung einer solchen.

Doch halt! Ist das Programm nicht pure Klassik? Keine Arrangements, keine Potpourris. Sondern notentreuer Verdi (sieht man von einigen Spitzentönen ab, die Bocelli so lange hält, bis der letzte Takt verhallt ist). In Manricos „Di quella pira“ ist auch der Chor mit dabei, und für die zwei Sätze der Leonora, die normalerweise bei Konzerten und Recitals weggelassen werden, hat man sogar eine Sopranistin engagiert. Vor allem aber spielt nicht irgendeine Ad-hoc-Kombo, sondern das Israel Philharmonic Orchestra unter der Leitung von Zubin Mehta. Der endgültige Versuch, Bocelli als seriösen Opern-Tenor zu etablieren? Die für November angekündigte „Bohème“ (wiederum mit Mehta am Pult) ist ein weiteres Indiz dafür. Bocelli als ernstzunehmende Konkurrenz für Alagna und Vargas?

„Er ist der Traum aller Dirigenten“, sagt Mehta über Bocelli. Steht im Booklet-Text der Verdi-CD zu lesen. Den Text übrigens verfasste John Ardoin, Autor eines der besten Callas-Bücher. Gut, er zieht sich geschickt aus der Affaire. Doch offenbar kann heute kaum jemand noch „nein“ sagen. Jürgen Kesting prägte einmal, bezogen auf die aktuelle Musik-Szene, den schönen Begriff von „permanenter Überreizung der

Erwerbsdrüsen“. Wer an solcher Überreizung leidet, kann offenbar wenig dagegen tun, ist quasi gezwungen, immer und überall dort zu sein, wo die große Kohle gemacht (oder zumindest erwartet) wird. Wie könnte man da bei einem Mann wie Zubin Mehta so kleinlich sein und von „künstlerischem Gewissen“ sprechen?

Nur: Ist es wirklich Mehta, der Bocellis Verdi-Programm dirigiert? Stünde es dort nicht schwarz auf weiß, würde man es nicht glauben, so dumpf und lustlos tönt es aus dem Hintergrund. Denn abgemischt ist die Platte wiederum wie ein reines Pop-Produkt: Stimme vorn, Orchester als Begleitkulisse. Und wenn das Israel Philharmonic mal deutlich zu hören ist, klingt es beklagenswert. Besagte Stretta des Manrico habe ich dreimal abgespielt – und bin immer noch im Zweifel, ob hier wirklich derselbe Mann am Pult stand, den ich mit einer der besten Gesamtaufnahmen des „Trovatore“ (RCA 1969) kennen und schätzen lernte und dem wir die luxuriöseste „Turandot“ auf Platten verdanken (Decca 1971).

Spätestens bei der „Bohème“ kommt die Stunde der Wahrheit, für Bocelli genauso wie für Mehta. Und natürlich für die Tontechnik: Die Mikrofon-Stimme Bocellis halbwegs gut mit dem raumfüllenden Klang einer Barbara Frittoli zu mischen – das ist schon eine Kunst.

Viel Freude beim Lesen und Musikhören wünscht Ihnen Ihr

Thomas Voigt

Thomas Voigt

